

lassen und ihre Klärung durch eine offene theologische Diskussion innerhalb der Kirche abwarten müssen. Dadurch geht aber der eigentliche „Inhalt“ des Glaubens keineswegs verloren; denn trotz aller Schwierigkeiten bezüglich einzelner „Wahrheiten“ redet die Gestalt Jesu Christi auch heute noch sehr klar und vernehmlich zu jedem, „der Ohren hat zu hören“ (Mk 4, 9).

Wir gingen von den Schwierigkeiten aus, den Inhalt der christlichen Verkündigung zu bestimmen. Die Antwort, die wir angedeutet haben, lässt sich mit dem hl. Paulus zusammenfassen: „Wir aber predigen Christus, den Gekreuzigten“ (1 Kor 1, 23). „Nichts anderes hatte ich mir vorgenommen unter euch zu wissen als Jesus Christus, und zwar als den Gekreuzigten“ (1 Kor 2, 2). Auch heute ist der Weg, den Jesus in den Fragen seines Lebens gegangen ist und den er uns eröffnet hat, noch nicht überholt. Wer ihn mitgeht, wird darin „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1 Kor 1, 24) erfahren. Die christliche Verkündigung kann letztlich nichts anderes tun als zu verdeutlichen, was es heißt, daß Jesus Christus, der Gekreuzigte, die befreiende Antwort in unseren vielfältigen Fragen ist. Den Hintergrund zum Verständnis der Verkündigung muß dabei das Leben der Christen in der Kirche bilden. Hier liegt das entscheidende Problem.

Christliche und humane Zuversicht

Hippies – Protestler, Schuld – Umkehr, Weltflucht – Engagement

Josef Sudbrack SJ, München

Das Thema klingt recht merkwürdig. Kritik und Protest sind uns vertraut. Aber Askese, Weltflucht, Verzicht, Buße usw.? Sind das nicht veraltete Vorstellungen; es lohnt sich nicht mehr, in eine Auseinandersetzung mit ihnen einzutreten. Unser heutiges Christentum braucht andere, positive Ideen, braucht Bejahung, Engagement, Einsatz, Optimismus – man sollte die alten asketischen Negativa endlich über Bord werfen. Und doch gehört alles zusammen.

Vor einigen Jahren noch hätte die Abwehrhaltung ziemlich genau die Zeit-Mentalität getroffen. Doch einige Zitate können zeigen, wie sehr sich

die Situation gewandelt hat, daß auch diese Zeit schon wieder vorbei ist. Das erste stammt aus einer katholisch-dogmatischen Arbeit, die unter die Erfolgsbücher der letzten zwei Jahre gezählt werden muß.

„Verbinden wir mit Askese nicht unwillkürlich die Haltung der Absege an die Welt, der Verneinung der Welt? Hat christliche Askese nicht eine innere Tendenz zur Weltflucht? Es kommt uns hier nicht darauf an, diese Tendenz der Weltflucht in der christlichen Askese rundweg zu leugnen oder sie als bares Mißverständnis zu entlarven. Wir bekennen uns in gewissem Sinn zu ihr. Und wir halten sie für wichtig. Auch heute noch. Freilich kommt alles darauf an, sie richtig zu verstehen und so gerade einen Zugang zu finden zu einem elementaren Zug christlicher Weltverantwortung. Die asketische Weltflucht des Christen darf nämlich nie einfach eine Flucht aus der Welt sein; so wäre sie, da der Mensch nie weltlos existiert, am Ende nur die trügerische Flucht in eine künstliche Nebenwelt. . . . Nicht Flucht aus der Welt, sondern Flucht mit der Welt ‚nach vorne‘ ist die Grundbewegung asketischer Weltflucht: Flucht also aus der ins nur Gegenwärtige und Verfügbare verfestigten Welt, ‚deren Stunde immer da ist‘“ (Joh 7, 6).

Wer es nicht weiß, wird erstaunt sein, daß Johann Baptist Metz angeführt wurde, also einer aus dem Kreis der weltoffenen katholischen Theologen. In der Verbindung mit „Askese“ bekommt unser zusammengewürfelter Untertitel einen anderen, bescheideneren Ton; manch einer wird sogar wieder den abgestandenen Muff von Lebensuntüchtigkeit riechen oder die tragisch-komische rationalisierte Rechtfertigung von Leid und von Untergang durch Leute, die im Leben zu kurz gekommen sind. All das verbarg sich für viele einmal unter dem Stichwort „Askese“. Aber lassen wir unserem Bekenntnis zu Askese und Weltflucht nur den Vorwurf von altmodisch-verstaubt und hören uns ein zweites Zitat an. Es stammt von Timothy Leary, dem „Hohenpriester der Drogenreligion“, dem enthusiastischen Sänger des LSD-Rausches.

„Vor hundert Jahren stiegen Menschen, die wie wir an das spiritistische Leben glaubten, in Planwagen und fuhren durch die Prärie. Die Mormonen haben das getan . . . Wer heute einen Platz sucht, wo er aussteigen . . . kann, hat nicht mehr die Möglichkeit der äußeren Ortsveränderung. Er kann nur nach innen gehen. Und das ist so faszinierend an dieser neuen und bodenständigen Bewegung . . . Wir haben erkannt, wie Menschen seit Jahrtausenden erkannten, daß der menschliche Körper der einzige Tempel ist und daß der Ort des Got-

tesdienstes der Altar im eigenen Heim ist . . . Ich will sagen, daß alles innen ist.“ . . . „Alle Vorstellungen von Tugend und harter Arbeit gehören zu dem alten Erpresserspiel. Für uns ist Religion Ekstase. Sie ist Freiheit und Harmonie . . . Der wirkliche Trip ist der Gottesstrip . . . Übergebt Cäsar alles Äußerliche . . . Was ist Cäsar? Gesellschaft, Politik, Gebote . . .“

Aussteigen also aus der Welt, der Gesellschaft, dem Engagement in das Innereich der Bewußtseinserweiterung! Die Droge hat eine Weltflucht-Bewegung ins Leben gerufen, die radikaler ist, Politik und Gesellschaft heilloser in Grund und Boden verdammt, als alles, was je aus Wüsten und Eremiten-Zellen propagiert wurde. Der Orientalist und Ethnologe Rudolf Gelpke macht es in seinen Drogenbüchern noch deutlicher als Leary. Nach ihm ist mit der Droge „die Schallmauer von Zeit und Raum“, von Welt und Leben, das Gefängnis von Ich und Du endgültig niedergerissen: „Gott und Trunk“, schreibt er, „stehen auf derselben Ebene, solange sie Mittel sind, dem zu entfliehen, was man ist“; denn „das Leben ist ein Augenblick. Vergessen wir ihn!“

Damit bekommen die Worte Askese, Weltflucht einen aktuellen und sogar aggressiven Unterton: Flucht aus der Welt in den besseren Bewußtseinsbereich von Mystik, Ekstase und Rausch. Es lohnt sich für einen Christen fürwahr, darüber nachzusinnen, was es denn mit dieser alten und neuen „Weltflucht“ auf sich habe.

Die Modeworte von Krise und Kritik

Aber wie immer: um alte Lehren neu zu verstehen, muß man einen modernen Interpretationshorizont, eine gängige Verständnismatrix aufspüren. Man kann Mode-Worte ablehnen oder begrüßen, gebrauchen oder verdammen – auf jeden Fall spricht sich in ihnen dasjenige aus, was der Mensch der Gegenwart, was man heute so denkt. Das Christentum darf auf eine Konfrontation mit solchen Vorstellungen nicht verzichten, wenn es in die Zeit hineinsprechen und nicht nach schalem Salz oder nach abgestandener Suppe schmecken will.

Modevorstellungen sollen auch zu unserem Thema einen Zugang bahnen. Das Wort von der Krise ist zweifellos modisch; es legt die zeitgenössischen Verhältnisse auf Umbruch, Revolution oder Zerfall und Untergang fest. Das entsprechende Wort für die urteilende Stellungnahme des Betrachters und Mitspielers lautet: Kritik.

Nun, darüber braucht nicht viel gesagt zu werden. Kritik ist eine Lieblingsbeschäftigung aller. Kritik an den Alten, Kritik an den Jungen; Kritik

von den Alten, Kritik von den Jungen; Kritik an der westlichen Demokratie, Kritik an östlichen Staatsformen; Kritik an der Vergangenheit, Kritik an der Gegenwart; Kritik an der Frömmigkeit, Kritik an der säkularisierten Umwelt; Kritik an der Kirche, Kritik an der Hierarchie und Kritik der Hierarchie wiederum an der gegenwärtigen Welt.

Man ist schon froh, wenn diese „kritischen Bemühungen“ nicht in offene Rebellion ausarten und das Ende der „Krise“ schlimmer sein wird als der kritisierte Ausgangszustand. Und man ist ebenso froh, wenn die Kritik derjenigen, die augenblicklich das Heft in der Hand haben, nicht in Repression verfällt, die grundsätzlich jeden neuen Versuch verdammt und verunmöglicht. Und hinter beiden Vorbehalten gegenüber der „Kritik“ hat man Angst, ob nicht alles vergeblich ist, ob nicht die Macht des Vorhandenen jeden Neuansatz im Keim erstickt; ob nicht deshalb auf der anderen Seite jeder Neuaufbruch notwendigerweise zum Fanatismus und zum Chaos hocheskaliert wird. Man kann es an der politischen Entwicklung der kritischen Linken ablesen, wie schnell ihr kritisches Bewußtsein zum Kasperle-Theater entartet oder zu Selbstzerfleischung – oder zu jenem wilden Umschlagschlagen, vor dem niemand mehr sicher ist, das wahllos Freund und Feind trifft.

Kritik und Krise sind sicher nicht nur Modewörter, sondern signalisieren einen – vielleicht sogar den – Zustand unserer Zeit. Aber was sagt der Christ dazu? Oder nehmen wir das Wort vom „Christen“ nicht zu schnell in den Mund, sondern fragen einfachhin unseren gesunden Menschenverstand. Ist das ganze Gerede von „Krise“ nicht doch nur ein aufgeblasener Popanz, in den man Leben und Seele hineinpustet, um ihn dann um so leichter kritisieren, entlarven, umstürzen oder abschießen zu können? Doch es ist gewiß nicht nur Gerede; niemand wird heutzutage die Gegenwart heilig oder nur selig sprechen. Hat dann aber die Kritik nicht doch recht? Und sollte man ihr darum nicht freie Hand lassen? Denn auch das hat sich oft genug gezeigt: Halbe Kritik erzeugt halbe Reform; und halbe Reform ist schlechter als keine; denn sie deckt das Mäntelchen der „Reform“ über den heillos bleibenden Zustand.

Lassen wir einmal alles Wenn und Aber, das ein jeder von uns zum Thema bereithält, beiseite, und schauen nach einem dritten aus, das vielleicht weiterhilft; wiederum nach einem Modewort: Bewältigung der Vergangenheit.

Der moralische Zeigefinger von der unbewältigten Vergangenheit

Mit ihm nämlich richtet sich die Kritik auf einen selbst. Seit Mitscherlichs „Über die Unfähigkeit zu trauern“, seit den psychologischen Kenntnissen

von Krankheiten, die auf unverarbeiteten Kindheitserlebnissen beruhen, sollten solche Erwägungen selbstverständlich geworden sein. Allerdings – auch das ist nur zu bekannt – zeigt die Mahnung der „Vergangenheitsbewältiger“ dennoch zumeist auf den anderen; auch Mitscherlich ist von diesem seltsamen Altruismus nicht freizusprechen, dessen ausgestreckter Zeigefinger zuerst einmal auf die anderen weist.

Hier sollte Adornos biblisches Bon-Mot gelten, daß der Balken im eigenen Auge . . . das beste Vergrößerungsglas für die Schwächen der anderen sei. Hier genau stirbt jede wirkliche und ehrliche „Kritik“. Es gehört zu den Binsenwahrheiten, die man kaum auszusprechen wagt, daß jede ehrliche Kritik bei sich selber anzufangen hat, daß zuerst einmal die eigene Vergangenheit bewältigt werden muß, ehe man als Richter über die Vergangenheit anderer auftreten darf. Es ist frappierend – oder sagen wir besser erschütternd –, zu erleben, wie gerade für Menschen, deren geglücktes Leben und runde Persönlichkeit man erahnt, das Sich-selbst-in-Frage-Stellen und In-Frage-stellen-Lassen selbstverständliche Lebenshaltung sind. Im Grunde hat derjenige, der es nicht wagt, die kritische Frage auch und zuerst an sich selbst zu richten, noch immer keine Sicherheit im eigenen Leben gefunden und hat deshalb Angst, sich selbst kritisch anzuschauen.

Mit diesem Hinweis soll auch der Vorwurf ausgeschaltet werden, daß im Hintergrund unserer Überlegungen eine Art kommunistischer Gehirnwäsche und Selbstbeziehung lauere, die nur zum Ziel habe, den Menschen ganz und gar in die Abhängigkeit der politischen Macht zu bringen. Stellen wir das Wissen des Glaubens um persönliche Schuld, aber auch um den Ganz-Anderen und deshalb Ganz-Ändernden, um Gott, noch zurück; wir können uns auf sozialpsychologische oder individualpsychologische Untersuchungen berufen, die wie Mitscherlich oder auch E. Fromm bewiesen haben, daß eine Wende, eine Umkehr, ein Abstandnehmen vom Bisherigen zur Lebensbewältigung gehört. Menschliches Leben heißt einfachhin Wandel; heißt Dinge aufgreifen und doch wieder liegenlassen müssen; heißt Wege einschlagen und Unternehmen in Gang setzen, die sich als verfehlt erweisen werden; heißt Möglichkeiten angeboten bekommen und doch nicht ergreifen wollen; heißt andere Möglichkeiten sich erträumen und nie-mals realisieren können; heißt die eigene Vergangenheit kritisch betrachten, um zur Zukunft frei zu werden. Sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen und sie kritisch zu bewältigen, ist ziemlich genau das Gegenteil von dem, was als östliche Gehirnwäsche bekannt wurde und was im Westen auch nicht unpraktiziert blieb. Zwischen unserer ständigen und kritischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Tun und dem personalen Reifen besteht ein organischer Zusammenhang, besteht der Zusammenhang des Lebens. Leben nämlich heißt sich erneuern, heißt – wie Paulus schreibt – ver-

gessen, was hinter mir, und sich ausstrecken nach dem, was vor mir liegt; oder modern gesprochen, heißt kritisch Abstandnehmen von der Vergangenheit, um für das Neue der Zukunft Raum zu schaffen.

Der „mythologische Rest“ der Schuld

Aber wiederum melden sich Vorbehalte zu Wort. Was bisher gesagt wurde, ist zu glatt, geht zu schnell auf, als daß es völlig richtig sein könnte. Natürlich stimmt es, daß der Mensch mit seinen Möglichkeiten und den Angeboten der Umwelt gleichsam experimentieren muß, daß er dieses versucht und, wenn es nicht trägt, verwirft; und daß er jenes in Angriff nimmt und, wenn sich neue Aspekte ergeben, verbessert, umwandelt und neugestaltet. Aber oft genug liegt die Sache anders.

Da hat jemand das Angebot eines menschlichen Gesprächs ausgeschlagen; er war müde oder beschäftigt; auf jeden Fall hielt er sein Anliegen für wichtiger als die Zeitverschwendug des Redens und schlug die Unterhaltung aus. War das nur dieser Mechanismus des Auswählens zwischen diesem und jenem, weil beides zusammen nicht möglich ist – oder war es mehr? Wurde nicht vielleicht dasjenige angesprochen, was die christliche und auch die antike Tradition „Gewissen“ nennt? Mußte dieser unser Mann sich nicht anders entscheiden? Mußte er nicht in das angebotene Gespräch eintreten? Liegt nicht Schuld, verantwortliches Versagen vor?

Man kann viele solche Situationen konstruieren. Aber es sind keine Konstruktionen, sondern es ist die Wirklichkeit des Lebens. Wer einmal wach geworden ist für solche Anforderungen, wird bald merken, daß – in verschiedener Dichte natürlich – sein ganzes Leben durchzogen ist von diesen Alltäglichkeiten, die tiefer sitzen, als bloße Kritik und bloße Vergangenheitsbewältigung hinabreichen. Bloße Kritik – das versucht der Konzertjournalist, der am nächsten Morgen den Auftritt der Sängerin an einem hohen Musikideal mißt; bloße Vergangenheitsbewältigung – das ist das Geschäft des Arztes, der seelischen Wunden psychotherapeutische Verbände auflegt. Wenn das alles wäre, dann wäre Leben letztlich doch nur Ablauf; man benötigte gewisse Techniken – komplizierte natürlich –, um heil über die Runden zu kommen; heute hätten wir zwar noch nicht alle Techniken durchschaut und in den Griff bekommen – aber doch schon einige mehr als gestern. Das Ganze sähe dann aus wie ein Prozeß, der an den verschiedensten Stellen eine Rückkoppelung, ein Feed-Back verlangt – mit anderen Worten: man müßte ständig die Vergangenheit überschauen, auf Fehlerquellen abtasten und die Lehren daraus in die Gegenwartsentscheidung einbringen. Die Schuldgefühle des schlechten Gewissens wären dabei nur eine Art von „mythologischem, archaischem Rest“ (S. Freud) und „ma-

gischem Überbleibsel“ aus christlich-antiker Vergangenheit; sie würden also nur anzeigen, daß noch nicht alles wissenschaftlich aufgearbeitet sei.

So nähme sich der Versuch aus, die Situation des menschlichen Versagens und Schuldigwerdens auf mangelnde Information und simple Irrtümer zurückzuführen. Dahinter steckte die entsprechende Tendenz, auch die anderen Erfahrungen von Verantwortung, von Treue, von Entscheidung zu reduzieren auf Wissenszusammenhänge, also auf chemisch-mechanische Kausalitäten und auf den biologischen Hormonspiegel. Wenn es aber ein Verstehen zweier Menschen gibt, das mehr ist als die von einer Datenverarbeitungsmaschine ausgearbeitete Übereinstimmung der Veranlagung dieser beiden, dann gibt es auch eine Schuld, die tiefer wurzelt als der technische Fehler in der menschlichen oder in der politischen Apparatur; dann gibt es auch eine Anforderung der Situation, die nicht aufgeht im Durchrechnen der Faktoren, sondern die Entscheidung und Verantwortung verlangt und in Schuld enden kann.

Gewiß hat man zu Zeiten Schindluder getrieben mit Worten wie „Schuld“ und „Sünde“. Man versuchte die entsprechenden christlichen und menschlichen Erfahrungen durchzurechnen, wie man eine Logarithmentafel durchrechnet. Man versuchte sie zu klassifizieren, zu unterteilen, abzuschätzen und einzuordnen. Man fütterte sie gleichsam in das Supergehirn der Moraltheologie ein und erwartete, daß fertige Gebrauchsanweisungen aus dieser Datenverarbeitungsmaschine herausgespuckt würden. Man tat formal gesehen genau dasselbe, was diejenigen heutzutage versuchen, die Entscheidung und Schuld „entmythologisieren“ wollen auf mehr oder minder kausale Abläufe in der Psychologie oder der Soziologie. Aber beides, die Auflösung des Menschen in Kybernetik wie seine Ideologisierung auf starre Moralprinzipien und -anweisungen, bleibt an seiner Oberfläche stehen. Was sich heutzutage abspielt in der protestierenden Kritik junger Revolutionäre wie in der schweigenden Kritik von weltflüchtigen Hippies, ist von einem durchaus richtigen Instinkt geleitet: Der Mensch ist „mehr“, uneinholbar „mehr“, als es eine alte Kasuistik von Moralanweisungen wie eine neue Verhaltens- und Kommunikations-Forschung wahrhaben will. Vielleicht ist es die Grundschuld unserer Zeit und auch unseres persönlichen Lebens, daß wir dieses „Mehr“ des Menschen doch wieder zurückpfeifen wollen in Reih und Glied von Funktionieren und Manipulieren – statt, wie die christliche Botschaft lehrt, ihm zu vertrauen und für das Neue, was in diesem „Mehr“ verborgen ist, bereit zu sein. Die Schrift spricht hier vom „Geist“, der die Gemeinschaft zur Gemeinschaft macht, der den Einzelnen zu seiner Entscheidung, zu seinem Charisma führt, der aber nicht aufgeht in Festlegen und Planen. Wir kennen das Herrenwort nach Johannes vom Geist, der wie der Wind weht, wo er will!

Es gibt neben „Schuld“ viele andere solcher sogenannten „mythologischen Restbegriffe“ im menschlichen Leben: Tod und Geburt, Freude und Angst, ja – wenn man es human genug versteht – auch Erkennen und Wollen. Dies alles läßt sich nicht einordnen in die Formelsprache der Naturwissenschaft und auch nicht in die recht ähnlich sich gebärdende Formelsprache einer begrifflich-rationalen Theologie und Philosophie, die alles zu genau wissen will. Wer diese „mythologischen“ Stacheln im Fleisch einer Verwissenschaftlichung des Menschen ernst nimmt, also von innen, vom Menschen her und nicht nur von allgemeinen Normen und deren Anwendungsfällen her deutet, wird dem polnischen Kommunisten Adam Schaff zustimmen, daß hier, also in Tod und Geburt, in Freude und Angst, dem Menschen Fragen aufgegeben werden, die jede mögliche Antwort schon längst überholt haben. Diese „Reste“, die nicht in Begreifen aufgehen, sind Konstanten, die überall sich finden, wo es Menschen gibt. Unter ihnen ist die „Schuld“, also das Wissen um persönliches Versagen vor einer Entscheidung zwischen Gut und Bös und auch das Sich-Anklagen ob der falschen Entscheidung, der bedrückendste und deshalb der greifbarste „Rest“, in dem das „Mehr“ des Menschseins durchscheint.

Wir haben zwar erkannt, daß manches von dem, was früher als Schuld empfunden wurde, vor den Arzt und vor den Sozialberater gehört; und gewiß werden wir hier noch zu lernen haben. Aber das sollte nur dazu dienen, die wirkliche Verantwortung, das eigentliche Humanum freizulegen und deutlicher werden zu lassen – und eben auch die Schuld, die unser Leben so vielfältig durchzieht, an ihrer Ursprungsstelle zu greifen.

Allerdings wird man zugeben müssen: oft genug springt uns heute aus dem Fortschritt der Wissenschaft, aus dem Durchrationalisieren des Menschen und seiner Bezüge die Angst, wenn nicht gar schon die Verzweiflung ins Gesicht, ob nicht irgendwann der Mensch doch wegerklärt werde durch biologische, psychologische oder soziale Mechanismen; ob man also nicht irgendwann sagen wird: Liebe ist nur biologischer Überdruck, Treue nur sozial gesteuerte Verhaltensweise und Schuld nur psychologische Reaktion des Über-Ich. Bei Zeitkritikern wie Max Horkheimer oder Aldous Huxley findet man tatsächlich den Pessimismus, daß in naher Zukunft der Mensch aufhören werde, Mensch zu sein, weil er ganz aufgegangen ist in Technik und Wissenschaft. Doch genau hier setzt die christliche Botschaft vom Menschen ein.

Das deutende „Mehr“ in Jesus Christus

Man könnte bei all der lauten Kritik und den berechtigten Protesten, bei all dem unbewältigten Versagen und der unaufgearbeiteten Schuld, die uns

täglich aus der Zeitung ins Gesicht springt, auch in die andere Richtung hinein verzweifeln, ob nicht der Karren der Welt und ihres Menschen so endgültig verfahren sei, daß er im Sumpf der Zeit langsam aber völlig versinke. Man könnte . . . wenn man nicht Christ wäre.

Viele Hinweise gibt es und viele Erfahrungen macht dieser Mensch, in denen er sein humanes Anliegen erkennt, in denen er entdeckt, daß der Mensch den Menschen unendlich übersteigt; Ernst Bloch hat diesem pascalschen Spruch im Grunde nichts hinzuzufügen, wenn er schreibt: Menschsein heißt übersteigen, transzendieren. Aber in all diesen Hinweisen steckt zugleich auch die Unsicherheit, ob nicht doch das Ideal des Humanum nur schöner Traum sei, und ob nicht all die Worte von Treue und auch die von Schuld nur mythologisches Reden seien, über die irgendwann die Wissenschaft oder das Chaos hinweggehen. Pascal flüchtete aus seinem mathematisch-physikalischen Genie in ein asketisches Christentum; E. Bloch über die primitive Mechanik des Parteikommunismus in das Reich der Ideen. Die einzige Garantie, daß der Mensch den Menschen transzendierte, heißt für Christen: Jesus Christus. Ist Treue nicht doch nur eine soziale Zwangshandlung, ein durch Generationen festgefaßrener Instinkt oder das Epiphänomen eines bestimmten Hormonspiegels? Durch Jesus Christus wissen wir: Nein! In ihm ist die Treue Gottes sichtbar und wirksam geworden; der kausale Ablauf der Geschichte ist in Jesus Christus durchbrochen worden; die Unheilsgeschichte, die in eigener Tendenz vielleicht in die totale Mechanisierung und Rationalisierung absinken würde, ist zur Heilsgeschichte der Gegenwart Gottes geworden: Treue ist kein und wird niemals ein leerer Wahn sein, wie Friedrich Schiller dichtete.

Eben wurde der Marxist Adam Schaff genannt; für ihn führt das menschliche Fragen so tief, daß jede Antwort immer schon hinter- und unter-fragt ist. Auch der Christ sollte wissen, daß es keine Patentlösungen auf die Fragen des Lebens, auf die „mythologischen“ Reste der menschlichen Probleme (P. L. Berger) gibt. Aber der Glaube weiß, daß sein Fragen nicht ins Leere stößt, daß Gottes Antwort sein Fragen immer schon überholt hat; nicht in der Form von ein für allemal gewußten Lösungen und manipulierbaren Sicherheiten – das war der Irrtum mancher christlichen Anweisungen, nach denen das redliche Fragen eigentlich überflüssig wäre; hier sind wir mit Adam Schaff einig, daß jede Antwort an der Oberfläche bleibt gegenüber dem Tiefgang des menschlichen Fragens.

Aber die lebendige Antwort Gottes, die Jesus Christus ist, hat unser Fragen schon beantwortet – wie ja nach Paulus Gott unserem Denken und Tun stets vorausgeht. Glauben heißt eigentlich nichts anderes, als in das „Gespräch“ mit dieser lebendigen Antwort Gottes eintreten; die eigenen, nie zur Ruhe kommenden Fragen herantragen an Gottes menschgewor-

dene Antwort – und von dort keine Patentlösung, aber die Zuversicht erhalten, daß er die Antwort ist und bleibt.

Jesus als Interpretament menschlicher Schuld

Genau dies gilt auch für die Frage nach der menschlichen Schuld. Wer versucht, im eigenen Gewissen, in der eigenen Verantwortung herumzubohren, wird schnell in menschliche Tiefen hinabstoßen, die ihn erschaudern lassen; aber ebenso sicher wird er – sobald er moderne Einsichten zu Hilfe nimmt –, Erklärungen finden, Verbindungen sehen, Verursachungen entdecken; und allmählich wird der Abgrund der Schuld wieder zugedeckt durch Psychologie und Soziologie. Ist nicht das Erlebnis von Schuld doch nur ein anerzogener Komplex, der im Laufe der modernen Entwicklung rationaleren Einsichten weichen sollte? Man muß einmal an sich selbst erfahren haben, wie Umwelteinflüsse auch einen erwachsenen Menschen langsam umfunktionieren können. Entweder macht man irgendwo doch mit – und diese Haltung heißt nach David Riesman „außengelenkt“; oder man sperrt sich und steigert sich in eine Anti-Haltung hinein – und diese Haltung heißt „innengelenkt“; aber beide Male ist die neue Haltung als Produkt der Umwelt erklärbar zu machen.

Man weiß doch heute, daß der Mensch ein Ergebnis seiner Erziehung und eventuell auch noch irgendwelcher Erbanlagen ist. Was bleibt also noch an Freiheit und Entscheidung übrig? Ein Christ – und glücklicherweise ist unsere Gesellschaft noch viel christlicher, als sie es selbst glauben möchte – wird natürlich einen Freiheitsraum aussparen und sagen: alles ist eben doch nicht „erklärbar“, irgendwo hat sich dieser Mensch freiverantwortlich falsch oder richtig entschieden. Irgendwo? sind das zehn Prozent oder macht das nur ein Prozent im Erscheinungsbild dieses Menschen aus? Wer den Mechanismus der wissenschaftlichen Evolution ernst nimmt, wird schon ahnen, daß diese Rest-Prozente an Freiheit, d. h. auch der Schuld, immer mehr von ihr aufgearbeitet werden, bis dann irgendwann die sogenannte „Verantwortung“ und Freiheit zu einem unerheblichen Rest zusammenschmelzen; man kann zur Tagesordnung übergehen. Die gesamte wissenschaftliche Öffentlichkeit tendiert dahin, den Menschen „schuldfrei“ zu konzipieren. Und es stimmt auch: Wen man z. B. die große „Politik“ auf Schuld und Unschuld aufbauen wollte, kämen die Staaten aus dem Kreislauf von Vergeltung und Wiedervergeltung nicht heraus.

Was im großen gilt, wo die Phänomene von Schuld, Verantwortung, moralischem Versagen kaum noch in die Überlegungen der Staatsmänner einbezogen werden (und werden dürfen!), scheint auch im kleinen sich durchzusetzen. Man geht zum Beispiel den gesellschafts- oder mitmensch-

abweisenden Handlungen nach. Was früher eindeutig unter dem Vorzeichen von Schuld stand, darin entdeckt heute die Psychologie fröhkindliche Traumata, oder die Verhaltensforschung reduziert es auf angeborene, phylogenetische oder artspezifische Reaktionen. Beide Wissenschaftszweige lassen durchblicken, man müsse nur einmal die Mechanik von Aggression und Furcht, von Konflikt und Antriebsschwäche durchschauen – dann ließen sich die Regeln des rechten Lebens ausrechnen.

Nun, es ist zur Genüge evident geworden, daß auch die moderne Wissenschaft im Aufarbeiten von Schuld und Versagen nicht nur hinter der Wirklichkeit nachhinkt, sondern längst von der Macht der Tatsachen überrollt wurde. Der „mythologische Rest“ von Schuld scheint schwerer zu wiegen als alle Wissenschaft. Die christliche Tradition spricht hier von „Erbshuld“ und hält – wissenschaftstheoretisch gesprochen – eine vielleicht immer noch bessere Hypothese parat als der moderne Rationalismus, der alles wegerklärt. Max Horkheimer hat – Gedanken von Schopenhauer und Nietzsches aufnehmend – des öfteren darauf hingewiesen.

Aber auch für den Christen löst sich dieser Unheilskomplex nicht in Besciedwissen auf. Als der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer (5. Kap.) ihn zu verstehen suchte, verhaspelte er sich – manche meinen sogar in Widersprüche – und wußte nur noch auf das „Urbild“ Jesus Christus hinzuweisen, „durch dessen heilschaffende Tat das Leben über die ganze Menschheit kam“. Paulus spricht ziemlich genau unsere heutige Situation an: sie ist durch ein Nicht-mehr-aus-noch-ein-Wissen gekennzeichnet; der Mensch wird hin- und hergezogen, bald in die Richtung von Sünde und Schuld, bald in die von schicksalhaftem Verhängnis. Eine Hoffnung aber wagt den Aufschrei: „Wer wird mich erlösen aus dem Leib, der solche Todesverhaftung in sich birgt?“ Paulus kennt die Antwort: „Dank sei Gott: durch Jesus Christus unseren Herrn!“ (7. Kap.).

Machen wir es uns nicht zu leicht. Jesus Christus gibt keine Gebrauchs-anweisung für eine bessere Welt. Er bietet mehr; er bietet den Fixpunkt, auf den sich unsere heil-lose Existenz hin ausrichten kann; er bietet die Sicherheit, daß die Linien des Daseins nicht auseinanderlaufen ins Chaos, sondern zusammenführen zur Barmherzigkeit Gottes. Eine, wenn nicht gar die Leitlinie trägt den Namen: Vergebung und Gnade. Auf der einen Seite zweigt von ihr dasjenige ab, was wir Menschen als Verantwortung erfahren, auf der anderen Seite aber das, was wir als Schuld aus dem Leben hinausdiskutieren möchten. Doch alles hängt zusammen. Aber darf man überhaupt und kann man es wagen, von Schuld zu sprechen, wenn alles ins Leere ausläuft und nicht in den verzeihenden Willen Gottes? Es wäre unsere wichtigste humane Aufgabe, jegliche menschliche Schuld wegzinterpretieren, wenn wir nicht vom Verzeihen wüßten. Und mit der Schuld

wäre auch die „Verantwortung“ hinauskomplimentiert; und mit der Verantwortung Treue; und mit der Treue Liebe; und mit der Liebe der Mensch selbst. Wir dürfen es uns nicht zu leicht machen, den Faktor „Jesus Christus“ in die Rechenaufgabe unseres Daseins einzusetzen; aber wir dürfen und müssen als Christen froh darüber sein, daß Er die Ausweglosigkeit unseres Lebens auf sich genommen hat in Kreuz und Leid, und daß Gott „seinen Gesalbten nicht in der Unterwelt gelassen und seinen Leib nicht die Verwesung schauen“ ließ, wie Petrus in der Pfingstpredigt verkündete. In diesem Geschehen der drei Tage von Karfreitag zum Ostermorgen, in dem das Leben des Jesus von Nazareth zusammenlief, laufen auch die Fäden zusammen, die anders unsere Todesverstrickung wären. Genau hier liegt die Kraft des christlichen Lebens.

In alten christlichen Beichtanweisungen steht geschrieben, daß der Fromme sich vor das Kreuz knien solle, um von dort her zu erkennen, wie schwer seine Sünde wiege. Früher erschien mir diese Anweisung als erbauliche Floskel – so wie man über manche christliche Gebetsübungen das Parfüm von Devotion und Gefühl ausgegossen hat. Sie ist aber keine Floskel; sie ist christliche Wahrheit. Ohne den Blick auf das Kreuz dürfte man nur verschwommen von Sünde und Schuld sprechen, so wie man ohne Auferstehung auch nur verschwommen auf Gottes Barmherzigkeit hoffen könnte. Und sehr bald würde alle Hoffnung in Unwirklichkeit und Verzweiflung verschwimmen. Erst vor dem Kreuz wird sich der Mensch bewußt, was Schuld und Sünde ist; was Verantwortung bedeutet; welche Würde der Mensch hat und haben wird trotz – oder sagen wir besser – wegen der Wissenschaft vom Menschen und der Techniken, die ihn von seinen Krankheiten zu heilen vorgeben. Das Wissen um die Last der Schuld und die Hoffnung auf Vergebung haben eine einzige Mitte.

Die weltflüchtige Emigration nach Innen und nach Außen

Der letzte sprachliche Schlenker, der aus dem „trotz“ ein „wegen“ machte, der das christliche Menschenbild der wissenschaftlichen Forschung nicht entgegen-, sondern mitten in sie einsetzen möchte, ist wichtig und notwendig. Zu oft nämlich schlug in der Geschichte das Wissen, in Jesus Christus die Deutung des eigenen Lebens gefunden zu haben, um in eine Exklusivität, die sich hart am Rande des Christentums bewegte. Neben Christus und dem „letzten“ Ziel schien alles andere überflüssig oder gar hindernd zu sein. Auf dem Hintergrund der modernen Flucht in Drogen und Rausch wird uns dies nur allzu verständlich.

Kirchengeschichtler wie Peterson und Kretschmar sind dieser Entwicklung schon im frühesten Christentum nachgegangen: Weil die Gestalt und

die Botschaft Jesu Christi so überzeugend war, vergaß man, was rechts und links von Ihm lag, und sah nur noch Ihn – und übersah damit auch, daß der Herr mehr ist als das Glück des eigenen persönlichen Daseins. Die christliche Weltflucht wurde geboren, die Emigration aus den Anliegen der Ge-genwart in die alleinige Begegnung mit dem alleinigen Gott (Plotin). Ein genauerer Blick auf die großen Eremiten und weltflüchtigen Mönche der Patristik und des Mittelalters entdeckt aber, daß ihre Konzentration auf diesen Herrn dennoch nicht aus dem Christentum mit seinen Geboten von Nächstenliebe und kirchlicher Gemeinschaft herausführen.

Die „Weltflucht“ eines Bernhard von Clairvaux, einer Hildegard von Bingen oder eines Charles de Foucauld schlug wie von selbst um in ihre noch intensivere Sorge für Kirche und Welt. In diesem Umschlag lag die Bestätigung dafür, daß auch die erste Konzentration auf Jesus Christus keine Absage an die Weltaufgabe, sondern ein Weg zum ganzen Christen-tum war. In anderen historischen Etappen läßt sich rückblickend erkennen, daß die Weltflucht der Mönche in die Wüste eine deutliche Kritik an dem konstantinischen Bund zwischen Kirche und Staat war; gewiß war das den einzelnen Wüstenvätern nicht bewußt; aber wer ihre Sprüche über Demut und Nächstenliebe liest, versteht: Die damalige Kirche brauchte diesen ge-lebten Hinweis, daß sie mehr ist als eine Staatskirche für die römische oder byzantinische Kaiser-macht. Und als die Kirche den gleichen Bund mit dem deutschen Reich einging, gab es im 11. und 12. Jahrhundert eine Welle von Weltfluchtbewegungen (J. Leclercq), die – kirchensoziologisch gese-hen – ihre sicher nicht geringste Bedeutung in dem gelebten Protest gegen die Verweltlichung der Kirche hatten. Die wichtigste Bewegung zur Tren-nung der Kirche vom Staat, die cluniazensische Reform, erwuchs aus dieser Tatkritik an der verweltlichten Kirche. Auch ein Mann wie Franz von Assisi muß hier erwähnt werden. Es gibt keinen Historiker, der nicht die Weltbedeutung seiner Weltflucht anerkennt.

Der Vergleich mit heutigen Kritik- und Protest-Bewegungen legt sich nahe; man hat ihn auch oft genug gezogen. Allerdings wirkt heutzutage ein Mönch, der sich als Hippie deklariert, recht seltsam; ebenso komisch wie ein Protestler, der vergessen hat, daß er doppelt so alt ist wie die protestie-rende Jugend, oder ein Demonstrant mit Altersglatze und -bäuchlein unter langmähnigen Jugendlichen. Die Angelegenheit liegt einige Etagen tiefer! Als Christ, der weiß, daß in unserer Zeit die Worte Kritik und Krise wahr-lich nicht aus der Luft gegriffen sind; der erfahren hat, wie unsäglich bor-niert man sich oft jeglicher Kritik versperrt, Verbesserungsvorschlägen entgegensteht; der täglich in den Zeitungen nachliest, daß das politische Knäuel von Schuld und Unheil nicht ent-, sondern immer mehr verwirrt wird; als Christ, der das Leben kennt, wird man Sympathie, das ist Mit-

gefühl und vielleicht auch Mitwut und Mitzorn haben mit den modernen Protesten; mit den Anklagen der verschiedensten Gruppen gegen die Zeit, gegen die Gesellschaft, gegen den Staat, und auch gegen die Kirche.

Aber der Christ weiß von einem letzten und entscheidenden Kriterium, das weiterreicht als Kritik und Protest; weiß von Jesus Christus. Der Glaube zeigt ihm – und die Erfahrung kann es nur bestätigen –, wie selbstzerstörerisch Proteste sein können, die nur ihrem gerechten Unmut Luft lassen, die nicht bestätigt und aufgefangen sind von dem größeren bejahenden und aufbauenden Konzept, die nicht transzendieren in die Zuversicht des Gelingens. Das aber ist der Kern der christlichen Botschaft, daß die volle und ganze Gerechtigkeit Wirklichkeit ist, eben weil sie nicht mit Menschenhand fabriziert, sondern empfangen wird: „Wenn ihr wißt“, heißt es im ersten Johannesbrief, „daß er gerecht ist, so erkennt, daß auch ein jeder, der Gerechtigkeit tut, aus ihm gezeugt ist.“

Dieses letzte Kriterium für Kritik und Protest, das in Gottes Offenbarung liegt, können wir Christen nicht mit Hilfe scientistischer Logik beweisen. – Aber man kann zeigen, daß die vielen Ansätze zu einer besseren Gesellschaft, denen man Gutwilligkeit und Gerechtigkeit kaum absprechen kann, nicht mit- oder neben-einander, sondern gegen-einander arbeiten; und daß „die letzten Dinge schlimmer zu werden“ drohen als die ersten. Genau hier aber trifft das Wort Jesu Christi zu, der absolut und unabdingbar zuerst „meine“ Umkehr fordert. In Konfrontation mit ihm erfuhrten es Generationen, daß jede „bessere Welt“ anfängt in dem „besseren Ich“. So lautet seine Anfangsbotschaft in Galiläa: „Bekehret euch und glaubt der frohen Botschaft.“ Der Mut, bei „mir“ zu beginnen, die eigene „dicke Haut“ abzulegen und sich der Kritik zu stellen, kann aber nur aus dem Glauben an die Vergebung erwachsen.

Es ist verständlich, daß man immer wieder aus dieser Einsicht die Folgerung zur Emigration aus der Welt zog. Früher wurde das mit örtlicher Einsamkeit dokumentiert – es gibt nichts wichtigeres als „meine Bekehrung“, als „meine Umkehr“, glaubte man, und so wurde aus dem Christentum eine Konzentration auf den eigenen Weg zu Christus.

Der bleibende Mut zur Umkehr

Vom äußeren Erscheinungsbild ähnelt diese christliche „Wüsten“-Umkehr, diese Konzentration auf die eigene „Bekehrung“, in vielem den modernen Emigrationen aus der Gesellschaft, der Hippie-Bewegung, aber auch den verzweifelten Protestlern, die – müde geworden ob der Vergeblichkeit – schließlich doch resigniert die Hände in den Schoß legen und aus der Verantwortung emigrieren.

Aber das gilt nur vom äußeren Erscheinungsbild. Von innen her, von der treibenden Kraft her gesehen, nimmt der Christ den Mut und die Sicherheit zur Kritik, zur Umkehr, zum Einsatz für die Verbesserung nicht nur aus irgendwelchen großen Idealen – das auch, selbstverständlich! Er weiß um die Würde des Menschen, er weiß um seine Hoffnungen und seine Bemühungen für ein menschenwürdiges Leben. Aber für Christen sind diese Ideale an einer Stelle, und zwar an der entscheidenden, schon Realität. Er glaubt daran, daß die Träume in eine bessere Zukunft mehr sind als nur Träume, mehr sind als nur Sehnsüchte. Sie sind insgesamt fest verankert in dem Jesus Christus, der – nach Paulus – unsere Hoffnung ist. Der Christ ist mehr als Utopist; er ist Realist!

Deshalb ist die Flucht aus der Verantwortung für den Christen kein Ausweg. Es mag stimmen, daß die Zeitumstände viele gutgemeinte und gutangelegte Versuche, die eigenen Ideale in die Tat umzusetzen, zerstören. So bringt es auch der natürliche Lauf der Dinge mit sich, daß man nach dem siebten oder öfteren Anlauf resigniert; der eine wird gänzlich aufhören und der andere wird seine Dynamik umlenken zum Aufbau der eigenen Person: Resignation und Weltflucht.

Aber genau hier tritt die Verheißung des Evangeliums in Kraft. Als Petrus den Herrn frug, wie oft er verzeihen solle, „etwa siebenmal?“, antwortet der Herr: „Ich sage dir, nicht sieben-, sondern siebzigmalsiebenmal!“ Das heißt, fügt ein Kommentator bei, „ohne Grenzen“! In die Gegenwart übersetzt lautet der Spruch: Wie oft soll der Christ ansetzen, ein beseres Leben aufzubauen? Wann hat er das Recht, zu resignieren? Die Antwort lautet: niemals! Und die Begründung ist ebenso eindeutig: Weil die Verheißung Jesu Christi, weil die Offenbarung Gottes schon im vornherein jedes Scheitern überholt hat; weil Sünde und Unheil schon besiegt sind; deshalb hat der Christ die Kraft trotz aller scheinbaren Vergeblichkeit, sich mit allen Kräften gegen Sünde und Unheil anzustemmen. Er ist Realist, nicht Utopist!

Das beginnt im eigenen Bereich: Bewältigung der Vergangenheit und der Gegenwart fängt bei sich an; Kritik, die nicht zuerst im eigenen Leben anfängt, ist nicht nur unglaublich, sondern ist, wie die alten Mönche lehrten, verschleierter Hochmut.

Die dritte, die kosmische Natur Jesu Christi

Aber für den Christen gibt es kein isoliertes Individualleben; für ihn gibt es keine Emigration in die Einsamkeit der Wüste oder in die Einsamkeit des Innenlebens. Der Herr hat, nach dem Evangelium, „sein Leben als Lösegeld für alle“ eingesetzt. „Gott will“, schreibt der erste Timotheusbrief,

„daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.“

In vielen Bildern und Deutungen hat man diese innere Zusammengehörigkeit vom „Heil“, das *mir* von Gott verheißen, mit dem „Heil“, das *allen* Menschen verheißen ist, ausgesprochen. Teilhard de Chardin hat es gewagt, ihr den Namen: dritte, d. h. kosmische, universale Natur Jesu Christi zu geben. Die erste Natur besagt: Jesus ist Mensch, wie jeder von uns; und deshalb gilt die Gottesverheißung in ihm einem jeden von uns, so wie er Mensch ist. Die zweite Natur meint seine Gottheit, wie der Vater Gott ist; und deshalb ist diese Verheißung kein leeres Wort, oder nur ein „Prinzip Hoffnung“, sondern ist lebendige und wirksame Hoffnung, ist Realität. Aber diese Verheißung gilt allen Menschen in ihrem Leben, ihrer Umwelt, ihren Veranlagungen und ihren Aufgaben. Und diese Gemeinsamkeit trägt bei dem französischen Jesuiten den Namen: Dritte Natur! Deshalb gibt es keine isolierte Begegnung mit Jesus Christus, gleichsam im Singular, sondern nur eine im Plural, im „Wir“, in der Gemeinschaft der Menschen.

Es ist der Einsatz der christlichen Interpretation, des christlichen „Tiefen-Verständnisses“ menschlicher Anliegen, das Teilhard de Chardin seine kühnen Theorien eingab; das humane Anliegen wird nicht negiert, es wird kein Weg daneben gesucht, sondern die christliche Interpretation gibt dem Menschen in seinem Suchen Sicherheit und Gültigkeit. „Gemeinsamkeit“ ist ja eines der großen Anliegen, das im modernen Protest und in der Gesellschaftskritik zum Ausdruck kommt. Die christliche Verheißung, die dem Einzelmenschen Heil zusagt, verachtet nicht die gemeinsame Verantwortung, sondern potenziert sie. Sie sagt: Du kannst nicht deinem Ziel entgegengehen, wenn du nicht deinen Mitmenschen mitnimmst; du findest in der Zukunft Gottes keinen Platz im Singular, sondern nur im Plural, im „Wir“. Alle „Umkehr“, die du dir vornimmst, ist Lüge und Betrug, wenn sie nicht im Dienst der gemeinsamen Sache steht. Alle Kritik, die du an dir und an anderen übst, ist nur Verstärkung der kritikwürdigen Zustände, wenn sie nicht getragen wird von der größeren Verantwortung für alle, die Gott zu sich ruft.

Man wagt es kaum, diese Gedanken auszusprechen. Die Vorstellungen sind zu großartig und übersteigen unser Fassungsvermögen. Was hat meine „Umkehr“ zum Besseren, mein Bemühen um ein christliches Leben, mit den Worten des Evangeliums zu tun, wo Paulus von dem Seufzen und „der Sehnsucht der gesamten Schöpfung“ spricht. Aber Paulus fährt im gleichen Satz fort, daß diese Sehnsucht „auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes wartet“, also auf unseren Einsatz, so klein er sein und so vergeblich er scheinen mag. Man würde es tatsächlich nicht wagen, solche Gedanken durchzu-

denken; obgleich man weiß, wenn es anders wäre, wenn mein christliches Leben, mein Versuch von heute, besser zu leben als gestern, nicht in dem großen Zusammenhang stände, wäre alles vergeblich, wäre alles nur kläglicher und einsamer Egoismus.

Den Mut, diesen Zusammenhang zwischen meinem kleinen Bemühen und der Sehnsucht der Welt in eine bessere Zukunft zu erahnen und zu glauben, gibt uns nur Jesus Christus; sein Tod und seine Auferstehung, in der auch dieser Zusammenhang durch Gott bestätigt wurde. Sein Leiden und sein Tod war Gesellschaftskritik und Protest gegen Ungerechtigkeit; nicht in jener Kurzsichtigkeit einer Eintagsfliege, die nicht über ihre Instinkte hinwegschauen kann; sondern in jenem gläubigen Wissen, daß die Gestalt der Welt nur dort rund wird, wo sie sich um Gott rundet. Gott hat in der Auferstehung diesen Protest bestätigt. Er hat die „Neue Erde und den Neuen Himmel“ in Jesus schon anbrechen lassen. Dort wird es keinen Tempel geben: „Gott der Herr, der Allherrscher und das Lamm ist ihr Tempel“; dort wird es keine Sonne und keinen Mond mehr geben: „Denn die Herrlichkeit Gottes leuchtet ihr, das Lamm ist ihr Licht“. All unser Bemühen – das ist die Zuversicht des Glaubens – trägt die Welt dieser, von der Apokalypse des Johannes verheißenen Zukunft entgegen.

Nicht nur zufällig endet diese Betrachtung in den Bildworten der Apokalypse. Denn wer könnte es wagen, solche Glaubenssicherheit zu genau und zu apodiktisch auszusprechen? Doch das eine ist apodiktisch und macht unseren Glauben aus: „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir gerettet werden sollen“, als der Name Jesus: so lautet der Tenor der frühchristlichen Predigt, die uns in der Apostelgeschichte überliefert ist; und so lautet auch der Tenor des heutigen christlichen Lebens. Im Grunde ist auch all unser Bemühen um christliches Dasein, um besseres Leben in der kleinen Umwelt oder den großräumigen Verhältnissen, getragen von dieser Sicherheit; mag sich solches Bemühen nun in Protest und Kritik oder in Buße und Weltflucht äußern; all das geht dem entgegen, der – nach einem urchristlichen Messiasnamen – es ist, „der da kommt“; und all das geht nicht in isolierter Einsamkeit dem Herrn entgegen, sondern in der Verantwortung für die anderen Menschen und für die Welt, die uns von Gott in Christus aufgetragen ist. Von ihm heißt es doch: „Er ging umher und tat Gutes allen, denen er begegnete.“